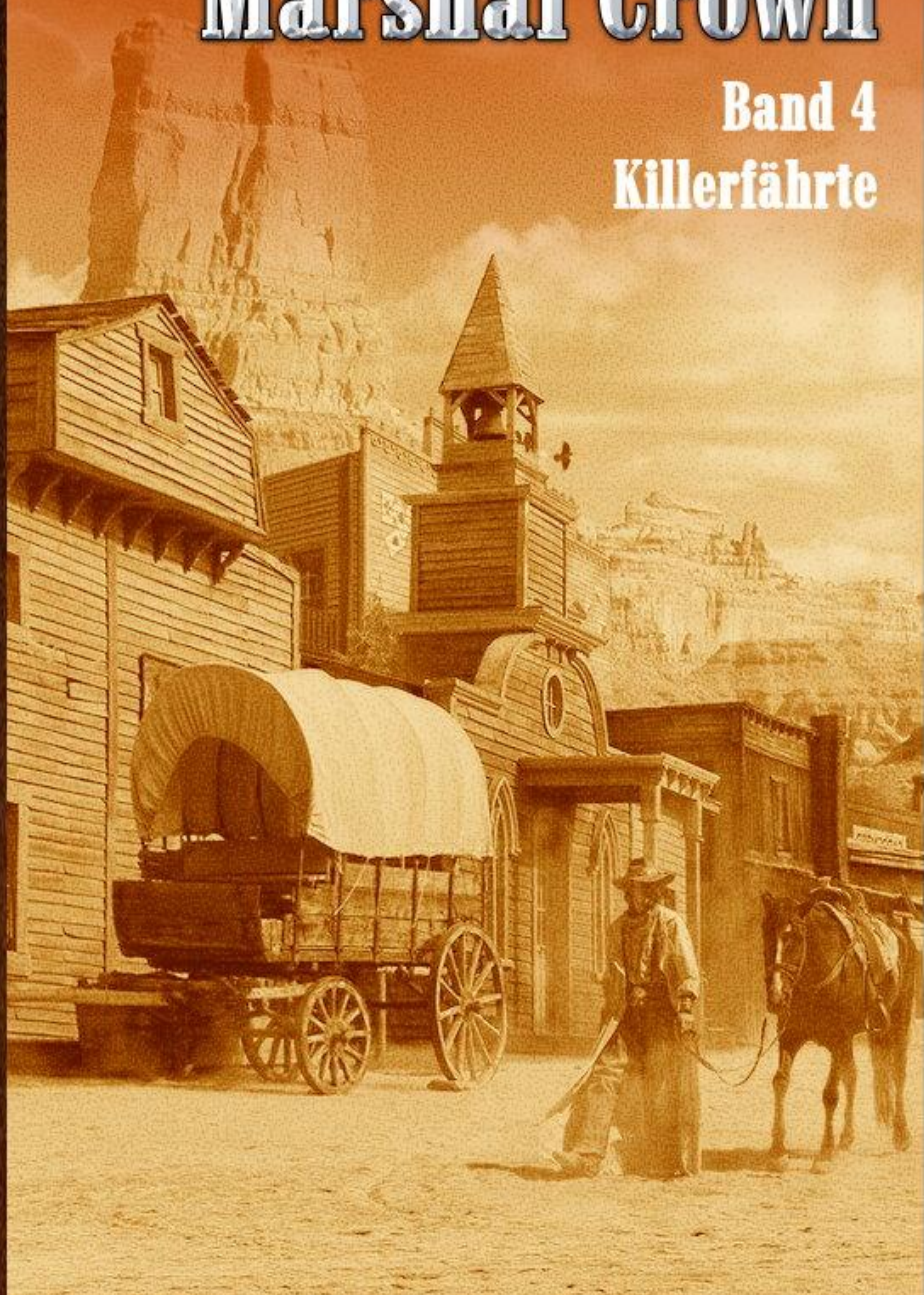




C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 4
Killerfährte



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Killerfährte

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2014 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Marshal Crown - Killerfährte

Es war ein eiskalter Tag.

Schnee lag auf den braunen Hügeln am Canadian-River und ein brettharter Nordwester strich von den Bergen herab über das Land. Obwohl es bereits auf die Mittagsstunde zuging, war es der Sonne immer noch nicht gelungen, die dichte Wolkendecke zu durchdringen, die seit dem Morgengrauen über dem Land hing. Der Himmel hatte eine bleigraue Farbe angenommen und es hatte den Anschein, als sollte es überhaupt nicht mehr richtig hell werden.

Die vier Männer, die um die Mittagszeit von Südosten kamen, ritten abseits der eigentlichen Wagenstraße. Die Reiter saßen leicht vorgebeugt im Sattel ihrer Pferde und hatten die Kragen ihrer Mäntel hochgeschlagen. Die Hüte waren tief in die Stirn gezogen, aber ausweichen konnten sie dem eiskalten Wind dennoch nicht.

Die Männer wirkten erschöpft und auch die Pferde waren vollkommen abgetrieben. Ihr Atem ging rasselnd und trotz der Kälte tropften Schweißflocken aus den Nüstern. Die Augen waren blutunterlaufen und auf den entzündeten Flanken konnte man deutlich die Zeichen der Sporen erkennen, mit denen die Reiter ihre Tiere ständig vorwärtsgetrieben hatten.

Immer wieder knickte eines der Pferde mit der Vorderhand ein oder begann im Schnee zu straucheln. Als die Männer schließlich abseits des Trails einen baumlosen Hügel erklommen hatten, zügelte einer von ihnen unvermittelt sein Pferd und hob die Hand.

»Wir sollten eine kurze Rast einlegen. Ich glaube, die Tie-

re machen es sonst nicht mehr lange.«

Der Reiter an der Spitze drehte den Kopf und bedachte den Sprecher mit einem düsteren Blick. Es war offensichtlich, dass der hagere Mann mit den eisblauen Augen und dem verbeulten Stetson, dessen Hutband aus Klapperschlangenleder bestand, der Anführer der Gruppe war.

»Vergiss es, Bob. Wir können kein Risiko eingehen, das Aufgebot sitzt uns zu dicht im Nacken.«

Bob Walker schüttelte energisch den Kopf. »Verdammt Elmer, siehst du denn nicht, dass die Pferde am Ende sind? Scheiß auf das Aufgebot, wenn wir den Tieren keine Pause gönnen, sind wir so oder so erledigt.«

Die beiden anderen, Concha, der Mestize, und ein Mann namens Henry Moore, nickten zustimmend.

Elmer Stone straffte energisch die Schultern.

»Glaubt ihr vielleicht, das weiß ich nicht selber? Aber ich kann euch beruhigen, in spätestens einer Stunde sind wir am Ziel, danach sind wir das Aufgebot endgültig los. Also, hört endlich auf zu jammern.«

Dabei deutete er nach vorne und zeigte auf eine dünne Rauchfahne. Trotz der trüben Lichtverhältnisse war der weiße Qualm, der ungefähr eine Viertelmeile vor ihnen aus dem Schornstein eines Farmhauses aufstieg, weithin sichtbar. Das Gebäude bestand aus ungeschälten Baumstämmen und hatte ein flaches Dach, dem der Winter eine weiße Kappe aus Schnee aufgesetzt hatte. Zusammen mit einer solide wirkenden Scheune, mehreren Stallgebäuden und einem weitläufigen Corral bildete das Anwesen die Form eines Hufeisens.

In der Mitte befand sich ein hölzerner Ziehbrunnen, auf dessen Winde ein zerzauster Rabe saß, der die herankom-

menden Reiter argwöhnisch beäugte. In der Umzäunung tummelten sich beinahe zwei Dutzend Pferde, ansonsten aber war niemand zu sehen.

»Vorwärts Männer, dort unten warten die besten Pferde von Texas auf uns. Mit diesen Tieren unter dem Sattel holt uns keiner mehr ein.«

»Und womit willst du sie bezahlen?«, fragte Bob zynisch.
»Etwa mit Hosenknöpfen?«

»Wie meinst du das?«

»So wie ich es gesagt habe. Der Boss ist uns immer noch das Geld für den letzten Job schuldig, deshalb dürfte wahrscheinlich keiner von uns im Moment genügend Scheine in der Tasche haben, um eines dieser Pferde zu kaufen.«

Elmer Stone lachte kalt. »Wer redet denn hier von Bezahlen? Wir nehmen uns einfach, was wir brauchen.«

»Ich glaube nicht, dass der Besitzer damit einverstanden sein wird.«

Stone zuckte beiläufig mit den Schultern.

»Wen interessiert das? Falls er Schwierigkeiten machen sollte, legen wir ihn einfach um.«

Auf ein Zeichen von Stone hin glitten die Männer vom Rücken ihrer Pferde. Als sie danach zu Fuß weitergingen, führten sie die Tiere am Zügel mit. Der weiche Schnee dämpfte ihre Schritte und deshalb konnten sie sicher sein, dass ihr Herannahen im Haus nicht gehört wurde. Nachdem sie den Hof erreicht hatten, ließen sie ihre Pferde hinter dem Stall stehen. Jeder von ihnen hielt jetzt ein Gewehr in den Händen. Nebeneinander gingen sie zum Wohnhaus.

Als sie den Brunnen passierten, flog der Rabe mit einem schrillen Krächzen gen Osten.

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Eingangstür.

Ein Mann trat heraus.

Er mochte um die fünfzig Jahre alt sein, war mittelgroß und trug einen buschigen Schnauzbart. Trotz der Kälte hatte er keine Jacke bei sich. Die eisigen Temperaturen schreckten Josuah Miles schon lange nicht mehr, er war abgehärtet genug. In seiner Eigenschaft als Pferdefänger, Zureiter und Züchter verbrachte er die meiste Zeit des Jahres im Freien. Er war gerade im Begriff, noch einmal nach den Pferden zu sehen, bevor er am Nachmittag damit beginnen wollte, sie nach Fort Elliott zu treiben, um dort die meisten der Tiere an die Armee zu übergeben. Während er hinter sich die Tür ins Schloss zog, war er in Gedanken bereits bei dem vielen Geld, das ihm dieses Geschäft einbringen würde. Deshalb bemerkt er die Männer erst, als sie bereits vor ihm auf der Veranda standen.

»Hallo Mister«, sagte Stone jovial. »Verdammt gute Pferde, die Sie da drüben in Ihrem Corral halten.«

Josuah Miles schien über das plötzliche Auftauchen der Fremden nicht im Geringsten beunruhigt zu sein, im Gegenteil, er musterte die Vier mit einem herausfordernden Blick.

»Das weiß ich selber«, erwiderte er harsch. »Also raus mit der Sprache, was wollt ihr hier?«

»Na, na, na«, sagte Elmer und schüttelte den Kopf. »Warum denn gleich so unfreundlich? Wir wollen doch nur ein paar Pferde kaufen.«

»Da kommt ihr leider zu spät, Männer. Die Tiere sind bereits alle der Army versprochen.«

»Wir würden aber anständig bezahlen.«

Miles zuckte mit den Schultern.

»Sorry Jungs, aber versprochen ist versprochen.«

»Das ist aber schade«, erwiderte Stone und wandte sich scheinbar enttäuscht wieder seinen Begleitern zu.

Die Haltung von Miles entspannte sich. Nachdem ihm der Fremde den Rücken zgedreht hatte, war der Pferdezüchter der Meinung, dass die Angelegenheit damit erledigt war.

Ein fataler Irrtum, wie er bereits im nächsten Moment auf grausame Weise erfahren musste.

Der Angriff traf ihn völlig unvorbereitet.

Stone wirbelte wie ein gereizter Puma, dem man auf den Schwanz getreten hatte, herum und schwang dabei sein Gewehr wie eine Keule. Die Kolbenplatte traf den Pferdezüchter mit voller Wucht am Kopf. Sein Oberkörper wurde nach hinten gerissen und er verlor den Boden unter den Füßen. Für einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er fliegen, dann krachte er hart auf den Rücken.

Stöhnend krümmte sich Miles am Boden. In seinen Ohren rauschte das Blut und vor lauter Schmerzen wurde ihm so schlecht, dass er nahe daran war, sich zu übergeben. Die Welt begann vor seinen Augen zu verschwimmen und er registrierte nur noch am Rande, dass Stone erneut auf ihn zutrat.

»Eigentlich bin ich ja ein friedliebender Mensch«, sagte der Verbrecher scheinheilig und seine Stimme troff dabei vor gespielter Mitleid. »Aber ich kann es nun mal auf den Tod nicht leiden, wenn mir jemand widerspricht.«

»Fahr zur Hölle«, knirschte Miles, während er gegen die aufkommende Bewusstlosigkeit ankämpfte.

Er bemerkte nicht, wie der Bandit unter seinen Worten zusammenzuckte und sich sein Gesicht zu einer wütenden Fratze verzerrte.

Er bemerkte nur, wie Stone mit aller Kraft zutrat.

Als sich die Stiefelspitze in seine Rippen bohrte, war der letzte Gedanke des Pferdezüchters:

»Mein Gott, jetzt schlagen sie mich tot!«

Dann umfing ihn Dunkelheit.

Sie hatten das Oldham-County bereits seit Tagen hinter sich gelassen und waren kaum noch zwanzig Meilen von Fort Elliott entfernt. Trotzdem befanden sich die Männer, die sie jagten, immer noch irgendwo vor ihnen.

Normalerweise wären Sheriff Jones und die Männer der Posse schon längst wieder umgekehrt und hätten sich mit dem Gedanken zufriedengegeben, dass sie soweit geritten waren, wie es ihnen das Gesetz erlaubte. Sie hätten sich damit begnügt, dass die Reiter, die sie verfolgten, ihr Territorium verlassen hatten. Aber das, was diese Männer getan hatten, war für immer unauslöschlich in ihren Köpfen eingebrennt. Die Bilder des gefolterten Ranchers und seiner geschändeten Frau hingen ständig vor ihren Augen. Das ganze Denken und Handeln der Männer war davon erfüllt, diese Bestien zur Strecke zu bringen.

Stumm und verbissen folgten sie der Fährte der Killer Meile um Meile. Als die Wintersonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, hob Sheriff Jones unvermittelt die rechte Hand und brachte das Aufgebot zum Stehen.

»Was ist los, warum halten wir hier?«, wollte einer der

Männer wissen.

»Weil ich diese Gegend kenne. Ungefähr drei Meilen östlich von hier liegt die Farm von Josuah Miles und die Spur dieser Halunken führt direkt dorthin.«

»Was haben diese Scheißkerle dort zu suchen? Ist dieser Miles etwa ein Komplize?«

Jones musterte den Mann mit einem scharfen Blick.

»Was redest du da für einen Blödsinn, du kennst Miles doch gar nicht. Josuah ist kein Verbrecher, im Gegenteil, er züchtet die besten Pferde auf tausend Meilen in der Runde. Na, dämmert euch so langsam was?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, zog Jesse Jones sein Pferd herum und gab dem Tier die Sporen. Einen Moment lang blickten sich die Männer des Aufgebots gegenseitig verständnislos an. Als sie schließlich alle begriffen, was der Sheriff ihnen damit sagen wollte, folgten sie ihm fluchend. Jones hatte sich nämlich inzwischen schon ein beachtliches Stück weit abgesetzt.

Zwei Stunden später zügelten sie ihre Pferde auf einem kleinen Hügel und blickten in den Talkessel hinunter, in dem Miles' Farm lag.

»Vermutlich sind wir gerade noch rechtzeitig gekommen. Dort unten scheint jedenfalls alles noch in Ordnung zu sein.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Jones den Reiter.

Der Mann deutete auf den Pferdecorral und grinste. »Weil dort unten immer noch Miles Pferde im Corral stehen, obwohl diese Hurensöhne unseren müden Kleppern damit mit Leichtigkeit hätten davonreiten können. Du siehst also, dass sich deine Befürchtungen nicht bewahrheitet haben.«

»Abwarten«, sagte Jones und ritt vorsichtig weiter.

Eine halbe Stunde später musste das Aufgebot erkennen, das sich die düsteren Vorahnungen des Sheriffs doch bestätigt hatten. Anstatt sie den Gepflogenheiten der Gastfreundschaft entsprechend an der Eingangstür zu begrüßen, lag der Besitzer der Pferderanch völlig reglos auf der schneebedeckten Veranda seines Hauses. Als die Männer näher kamen, konnten sie deutlich das viele Blut in seinem Gesicht erkennen.

Selbst in der Abgeschlossenheit des texanischen Panhandles besaß ein Fort der US-Armee auch dort exakt den gleichen Aufbau wie eine Befestigungsanlage an irgendeinem anderen Ort in den Vereinigten Staaten. Egal ob in Montana, Arkansas oder North Carolina, Fort Elliott machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Wie fast alle Militärposten wirkte auch dieser Stützpunkt von Weitem zunächst wie eine Siedlung.

Die linke Gebäudeseite bestand aus den schmalen Quartieren der Offiziere, ihnen gegenüber befanden sich die Mannschaftsbaracken, das Hospital und die Messe.

Beide Häuserzeilen waren nach Norden hin durch das Quartiermeister-Lagerhaus und die Kommandanturgebäude verbunden. Einen Steinwurf davon entfernt befanden sich die Corrals, die Ställe, eine Marketenderei sowie die Wäscherei. Abgerundet wurde das Bild durch einen weitläufigen Exerzierplatz mit einer Fahnenstange in der Mitte, an deren Ende eine zerschlissene Flagge im Wind flatterte.

Die Luft an diesem Tag war so eisig, dass bis auf zwei

Wachposten und einer Handvoll junger Soldaten, die unter dem Befehl eines bulligen Master-Sergeanten im Gleichschritt über den Exerzierplatz stampften, kein Mensch zu sehen war. Die Rekruten marschierten gerade an der Kommandantur vorbei, als dort ein hochgewachsener Mann ins Freie trat, an dessen Hemd in Höhe des Herzens ein fünfzackiges Abzeichen aus schwerem Silber prangte.

Bevor der Mann die Tür hinter sich ins Schloss zog, tippte er noch kurz mit dem Zeigefinger der Rechten grüßend an seine Hutkrempe, um danach den Exerzierplatz mit weiten Schritten zu überqueren.

Marshal Crown war ein großer Mann mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Ernste, rehbraune Augen, eine eckige Stirn und ein schmallippiger Mund verliehen seinem Gesicht jene kantige Härte, die unter den meisten Männern des Landes vorherrschte. Er war mit einem flaschengrünen Hemd und einer braunen Cordhose bekleidet. Seine Füße steckten in einem Stiefelpaar aus dunklem Rinderleder und um die Hüften schlang sich ein breiter Waffengurt, aus dessen Holster der Griff eines Navy-Colts ragte, der bei jedem Schritt auf und ab wippte.

Zum Schutz vor der Kälte hatte sich der Marshal seinen breitkrempeigen Texashut tief in die Stirn gezogen und eine schwere Büffelfelljacke um die Schultern gelegt.

Obwohl Crown inzwischen beinahe schon so etwas wie eine freundschaftliche Beziehung zu dem Kommandanten des Forts unterhielt, war sein Gesicht an diesem Morgen seltsam verkniffen und ernst. In der nahe gelegenen Indianerreservation war es seit einiger Zeit zu Unregelmäßigkeiten gekommen, die das friedliche Miteinander zwischen der weißen Bevölkerung und den einstigen Herren des

Landes empfindlich störten.

Obwohl Colonel Nelson dem Marshal zugesichert hatte, sich persönlich um diese Dinge zu kümmern, war Crowns Gesichtsausdruck alles andere als zufrieden, als er das Büro des Offiziers verließ. Je länger die Unterredung andauerte, umso mehr hatte er den Eindruck bekommen, dass der Colonel nicht gerade glücklich darüber war, dass er sich als Zivilist in die Angelegenheiten der Armee einmischte.

Nachdenklich lief er auf die Stallungen zu, in denen ein dienstestruiger Corporal sein Pferd kurz nach der Ankunft untergebracht hatte. Als er das Eingangstor erreichte, trieb gerade ein Reiter mit lauten Rufen ein Rudel Wildpferde über den Exerzierplatz.

Überrascht blieb Crown stehen und drehte den Kopf.

Irgendwie kam ihm die Stimme bekannt vor.

Als der Mann die kleine Herde schließlich vor den Stallungen zum Halten brachte, fiel es Crown wie Schuppen von den Augen.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein! Miles, du altes Haus, was machst du denn hier?«

Der Angesprochene zuckte im Sattel zusammen und bedachte Crown mit einem fragenden Blick. Dabei schob er sich seinen verbeulten Filzhut so weit aus der Stirn, dass der blutdurchtränkte Verband, den er sich um den Kopf gewickelt hatte, für jedermann sichtbar war.

»Was zum Teufel wollen Sie von mir?«, fragte er lauernd.

Crown bleckte die Zähne. »Warum so unfreundlich, Josh, erkennst du deinen alten Freund Jim nicht mehr? Also ich kann mich noch an Zeiten erinnern, an denen wir beinahe jedes Wochenende aus einer Flasche Whisky eine Menge Spaß geholt haben.«

Der Reiter stutzte und zügelte sein Pferd, während er den Sprecher eindringlich musterte. Nachdenklich wischte er sich dabei über das Kinn, bis seine verkniffene Miene schließlich von einem wissenden Grinsen überzogen wurde. Einen Atemzug später zersprang das wettergegerbte Gesicht in tausend Lachfalten.

»Jetzt brat mir doch einer einen Büffel! Wenn das nicht Jim Crown ist, fresse ich das ganze Vieh auf der Stelle mit samt Hufen, Fell und Hörnern.«

Der Marshal grinste.

»Davon würde ich dir abraten, mit so etwas verdirbt man sich nur den Magen.«

Josuah Miles klatschte sich lachend auf den Oberschenkel und glitt aus dem Sattel.

Crown runzelte nachdenklich die Stirn, als er bemerkte, wie vorsichtig sein Freund dabei zu Werke ging.

»Verdammt Jim, wo zur Hölle hast du die ganze Zeit über gesteckt? Wir haben uns ja seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

Crown zuckte bedauernd mit den Schultern.

»Ich weiß, aber mein Job als Marshal lässt mir kaum noch Luft zum Atmen. Deshalb freut es mich wirklich, wieder einmal einen Freund aus alten Tagen zu sehen.«

»Die Freude ist ganz meinerseits. Endlich mal wieder eine angenehme Überraschung.«

Jim stutzte. »Wie darf ich das jetzt verstehen? Das hört sich ja an, als hättest du in letzter Zeit Ärger gehabt. Was ist denn passiert?«

Der Pferdezüchter winkte ab. »Das erzähle ich dir später, zuerst muss ich meine Tiere im Stall abliefern. Der Sergeant, der hier für die Pferde und die Ausrüstung zuständig

ist, zählt mit zu meinen besten Kunden. Ich hoffe, du verstehst mich, wenn ich solche Leute nicht gerne warten lasse.«

Crown nickte verständnisvoll und wartete, bis sein Freund die geschäftlichen Dinge erledigt hatte. Eine halbe Stunde später standen die beiden dann nebeneinander an der Theke der Marketenderei und prosteten sich mit einem Bier zu.

»Himmel noch mal Jim, du glaubst gar nicht, wie ich mich freue, dich hier zu treffen. Unser letztes Zusammenreffen muss mindestens ein Jahr zurückliegen.«

»Wie immer übertreibst du völlig maßlos«, sagte Crown lächelnd, während er einen Schluck aus seinem Glas nahm und sich den Schaum von der Oberlippe wischte.

»Es ist auf den Tag genau fünf Monate her, seit wir uns das letzte Mal getroffen haben. Anscheinend hast du immer noch deine Schwierigkeiten, wenn es um Uhrzeiten oder irgendwelche Termine geht. Aber lassen wir das, erzähle mir lieber von deinem Ärger. Wer weiß, vielleicht kann ich dir ja helfen, immerhin bin ich Marshal.«

Miles zuckte mit den Schultern.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Letzte Woche kamen vier Kerle auf meine Ranch und wollten mir ein paar Pferde abkaufen. Aber ich hatte diese Tiere bereits der Army versprochen. Als ich versuchte, den Männern die Sachlage zu erklären, bekam ich einen Gewehrkolben über den Schädel, und als ich wieder aufwachte, leerte mir der Sheriff von Alamocitas gerade den Inhalt seiner Wasserflasche über das Gesicht. Danach stellte ich fest, dass aus dem Gatter vier meiner besten Pferde fehlten.«

»Dein Dickschädel verträgt anscheinend eine ganze Men-

ge, wenn du jetzt schon wieder im Sattel sitzt. So wie ich dich kenne, hast du die Wunde am Kopf wahrscheinlich schneller verdaut wie den Verlust deiner Tiere. Aber keine Angst, die Sache wird sich sicherlich bald aufklären. Ich kenne den Sheriff, Jesse Jones ist ein guter Mann. Er kann dir bestimmt helfen.«

Nachdenklich musterte Miles seinen Freund.

»Mag sein, aber was ist mit dir, bleibst du noch länger im Fort?«

»Nein«, sagte Crown. »Eigentlich bin ich schon wieder auf dem Rückweg nach Rath City. Dort sind in der Nähe der Indianerreservation einige Dinge geschehen, die ich im Fort melden musste. Falls es mit den Indianern trotzdem noch Probleme geben sollte, wäre es besser, wenn ich in der Stadt bin.«

»Das kann ich gut nachvollziehen«, entgegnete Miles verständnisvoll, dennoch war ein leiser Hauch von Enttäuschung in seiner Stimme nicht zu überhören.

»Ich bin mir zwar sicher, dass die Geschichte bei dir in besseren Händen gewesen wäre, aber egal, lass uns über andere Dinge reden. Eines von den gestohlenen Pferden ist im Übrigen mein eigenes. So einen Grulla wie Bluebird findest du in ganz Texas nicht mehr. Wenn du das Pferd also irgendwo siehst, weißt du ganz genau, dass diese Halunken in der Nähe sein müssen.«

Es war kurz vor Mittag, als Jim Crown zwei Tage später wieder nach Rath City zurückkehrte.

Die Wintersonne hatte die Stadt in ihr kaltes Licht ge-

taucht, während er im Schritttempo in die Mainstreet einbog. Obwohl Schneeflocken durch die Luft tanzten und der Wind, der durch die Straßen der Stadt pfiff, lausig kalt war, herrschte in der Rindertown ein ungewöhnliches und geschäftiges Treiben.

Die Straßen waren voll von Menschen, die von einem Geschäft zum anderen hasteten. Der Geruch von Bratäpfeln und Wachskerzen lag in der Luft und überall hingen Feiertagskokarden in den blau-weiß-roten Farben des Staates Texas vor den Fenstern der Häuser. In der Mitte der Plaza hatte man eine mächtige Weihrauchkiefer aufgestellt, deren grüne Spitze bis auf den Kirchturm die Dächer sämtlicher anderer Gebäude weit überragte.

In sechs Tagen war Heiligabend und der Anblick der vielen Leute, die mit Paketen unter dem Arm durch die Stadt eilten, führte Jim wieder einmal vor Augen, dass er immer noch kein Weihnachtsgeschenk für seine Verlobte hatte. Bei dem Gedanken daran verzog sich sein Gesicht zu einer gequälten Miene, die einen neutralen Beobachter durchaus hätte zu dem Schluss kommen lassen, dass der Town Marshal unter fürchterlichen Zahnschmerzen litt.

Keine zwanzig Yards später zuckte Crown erneut im Sattel zusammen, diesmal allerdings vor Überraschung. Normalerweise achtete er kaum auf irgendeines der Sattelpferde, die tagtäglich überall in der Stadt vor den Saloons, Tanzhallen oder Geschäften angeleint waren, aber dieses Tier, das er zufällig aus den Augenwinkeln heraus vor dem Eingang zu Pablos Cantina bemerkt hatte, war weit mehr als nur einen Blick wert.

Das Pferd war ein ungewöhnlich großer Grulla-Hengst mit grauer Mähne, grauem Schweif und dunklen Hufen.

Sein dichtes, mausgraues Fell besaß einen leichten rauchblauen Schimmer und auch sonst war das Tier ein Anblick, bei dem das Herz eines jeden Pferdkenners höher schlug. Während der Hengst in wachsamer Haltung das Treiben auf der Straße beobachtete, musterte Crown fasziniert das Spiel seiner Muskeln.

Allmählich begann Jim die letzten Worte seines Freundes Josuah Miles zu verstehen, die er ihm zum Abschied zugerufen hatte.

»Wenn man immer an der Spitze voranreiten will, muss man ein Pferd wie Bluebird besitzen. Er ist von einer Rasse, die so stolz ist, dass sie eher stirbt, bevor sie ermüdet.«

Hastig gab Jim sein Pferd im Mietstall bei William Fletcher ab. Will war ein ehemaliger Cowboy, dem ein wildgewordener Longhornbulle während des letzten Herbst-Round-ups das Kniegelenk zertrümmert hatte. Jetzt verdiente er sich mit dem Mietstall seinen Lebensunterhalt und das Geschäft lief gut. Es gab keinen im County, der so gut mit Tieren umgehen konnte. Nachdem Jim sein Pferd in Fletchers Obhut wusste, eilte er mit weiten Schritten über die Straße auf das Marshal Office zu.

Ohne anzuklopfen, stürmte er ins Büro.

Aber bereits nach den ersten Schritten blieb er abrupt stehen, als wäre er frontal gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

In dem Office war es geradezu unerträglich heiß. Der bulternde Kanonenofen in der Mitte des Büros verbreitete eine Hitze, die Jim fast den Atem nahm. Mit Absicht ließ er die Tür offen, während er auf den Waffenschrank zuging.

Smoky Bennett, sein Deputy, saß hemdsärmelig hinter dem Schreibtisch und pulte mit einem Holzspan in seiner

obligatorischen Maiskolbenpfeife. Mit einem missmutigen Blick starrte er auf die offene Tür, indessen Crown wortlos mit einer Schrotflinte hantierte.

»Hey, kannst du mir vielleicht mal sagen, was das ist?«, sagte Smoky und deutete mit dem Holzspan auf den Eingang.

»Frische Luft«, entgegnete Crown lakonisch und stopfte sich ohne aufzublicken seine Jackentasche mit den Schrotpatronen voll, die sich in der obersten Schublade des Waffenschanks befanden.

»Hast du die Absicht, uns hier drin zu kochen?«

Smokys Kopf ruckte herum.

»Was soll die Spitzfindigkeit, Amigo? Falls du es noch nicht bemerkt hast, aber wir haben Winter. Die Luft ist so kalt, dass einem der Atem gefriert, und auf den Straßen sind sämtliche Pfützen mit einer Eisschicht bedeckt. Außerdem schneit es seit heute Morgen fast ununterbrochen. Diese Kälte ist Gift für meine alten Knochen, also mach gefälligst die Tür wieder zu, wenn du nicht willst, dass der Doc ab Morgen hier zum Stammgast wird.«

»Ich würde mich an deiner Stelle darauf nicht zu sehr verlassen. So wie ich ihn kenne, wird er dir zuerst einmal die Vorzüge von frischer Luft während einer Behandlung erklären.«

Smoky schnaubte hörbar durch die Nase.

»Wenn dieser Pillendreher anfangen sollte, mir Vorschriften zu machen, drehe ich ihm das Gesicht nach Osten. Aber jetzt mal was anderes, was fummelst du eigentlich mit der Schrotflinte herum? Willst du damit jemanden in Stücke schießen?«

»Vielleicht, allerdings hoffe ich, dass es nicht dazu kom-

men wird«, entgegnete Crown knapp.

Bennett wurde sofort hellhörig.

Er legte seine Pfeife zur Seite und starrte den Marshal fragend an.

»Mit was für einem Ärger rechnest du denn jetzt schon wieder?«

In knappen Worten schilderte Jim seinem Deputy die Ereignisse in Fort Elliott, das Zusammentreffen mit seinem Freund Josuah Miles und die Sache mit dem Grulla-Hengst.

»Und was hast du jetzt vor?«

»Ich werde mir in Pablos Cantina den Besitzer des Grullas einmal etwas genauer ansehen, während du mir hier den Rücken freihältst. Und jetzt mach endlich das Feuer im Ofen kleiner, diese Hitze hier drinnen hält ja kein Mensch aus.«

»Weiß Linda schon, dass du wieder in der Stadt bist?«

Der Blick, den Jim seinem Freund und Deputy zuwarf, war genauso frostig wie das Wetter.

»Habe ich dir gerade eben nicht gesagt, dass du mir den Rücken freihalten sollst?«

Die Schwingarme der Eingangstür zu Pablos Cantina pendelten hinter Crown hin und her, als er durch den einfach eingerichteten Schankraum der mexikanischen Schnapsschenke schritt. An den Tischen saßen ein paar ältere Bewohner der Stadt, die dem Marshal grüßend entgegnickten. Vor der Theke lehnten vier Männern mit tief geschnallten Revolverholstern, dahinter stand Pablo und schenkte gerade etwas von seinem berühmten Pulque in

ihre Gläser. »Hallo Pablo, alles in Ordnung soweit?«

Der beliebte Mexikaner nickte erfreut. »Ich kann nicht klagen Señor Crown, aber was verschafft mir die Ehre ihres Besuches? Es ist ziemlich selten, das Sie sich hier im Mexikanerviertel sehen lassen.«

»Das ist richtig, mein Besuch hat auch nichts mit dir zu tun, sondern mit dem Grulla, der vor deiner Cantina angeleint ist.«

»Haben Sie ein Problem damit?«, fragte einer der Fremden an der Theke plötzlich.

Er war ein hagerer, blassgesichtiger Mann mit eisblauen Augen und einem Hutband aus Klapperschlangenleder. Er lehnte noch immer am Tresen, aber seine Haltung hatte sich inzwischen merklich gestrafft.

Crown wandte den Kopf und schaute die Männer freundlich an.

»Im Gegenteil, dieses Pferd ist der absolute Wahnsinn. So ein Tier habe ich noch nie gesehen. Ich weiß nicht, wer von Ihnen der Besitzer ist, aber ich würde dieses Pferd gerne kaufen.«

»Das Pferd ist nicht zu verkaufen«, sagte der Mann mit dem Hutband aus Klapperschlangenleder und wandte sich dem Marshal zu.

Dabei bedachte er Crown mit einem kalten Blick.

»Und schon gar nicht an einen Sternschlepper.«

Es wurde still in der kleinen Cantina.

Die Männer an den Tischen stellten ihre Gespräche ein und blickten abwartend auf den Marshal. Die vier Fremden rückten unauffällig von der Theke ab und der dicke Pablo tupfte sich mit seinem geblühten Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

»Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Sie ein ziemlich unfreundlicher Zeitgenosse sind?«, erwiderte Crown gedehnt.

»Ich bin nicht unfreundlich, ich will lediglich in Ruhe gelassen werden. Meine Freunde und ich haben einen harten Ritt hinter uns.«

»Dann haben Sie sicherlich nichts dagegen, dass Sie und Ihre Freunde jetzt mit in mein Büro kommen. Ich hätte da nämlich ein paar Fragen an euch, vor allem, was das Pferd angeht.«

»Sie tragen zwar einen Stern, trotzdem glaube ich nicht, dass wir mitkommen werden. Falls Sie es noch nicht bemerkt haben, wir sind zu viert und Sie?«

Bevor Crown darauf eine Antwort geben konnte, wurde hinter der Theke der Perlvorhang zur Küche von Pablos Cantina zur Seite geschoben. Jemand richtete den Lauf eines riesigen Whitneyville-Walker Colts auf den Rücken der vier Männer und spannte den Hahn der altertümlichen Waffe.

Es klang, als würde man eine Pecannuss knacken.

»Ich an eurer Stelle würde es nicht auf einen Versuch ankommen lassen. Das Schieß Eisen, das ich da in meiner Hand halte, ist inzwischen zwar über dreißig Jahre alt, aber es macht immer noch Löcher, die groß genug sind, um ein Pferd durchspringen zu lassen.«

Smoky Bennetts Gelächter hallte wie das Meckern einer Ziege durch die Spelunke.

Einen Moment lang herrschte in der kleinen mexikanischen Cantina eine geradezu gespenstische Stille.

Dann begann einer der Männer zu fluchen und alle griffen gleichzeitig zum Colt.

Smoky Bennett zog den Abzug seiner Riesenkanone durch und einen Atemzug später war die kleine Cantina von dröhnenden Schussdetonationen erfüllt.

Das Fluchen des Mannes brach jäh ab.

Er wurde wie von einem Huftritt getroffen nach vorne gestoßen. In seinen Augen lag der Ausdruck grenzenloser Verwunderung, als er langsam die Knie sank und ihm die Waffe aus den Fingern glitt. Nachdem ihm ein Geschoss den Hut vom Kopf gefegt hatte, begann Crown ebenfalls zu schießen. Seine erste Kugel schlug in die Brust des Mannes ein, der seine Kopfbedeckung auf dem Gewissen hatte.

Der Getroffene ließ seinen Revolver fallen und krachte zu Boden. Wimmernd wälzte er sich über die Dielen, bis er schließlich reglos auf dem Rücken liegen blieb. Der dritte der Banditen rettete sich mit einem Hechtsprung durch eines der Fenster, während der Hagere mit dem Hutband aus Klapperschlangenleder versuchte, durch den Eingang zu entkommen.

Crown zog den Abzug seiner Navy durch und setzte dem Flüchtenden seine nächste Kugel direkt vor die Füße.

»Noch einen Schritt weiter und du bist ein toter Mann.«

In der Nacht trieb der Wind dunkle Wolken vom Canadian River her über das Land und am anderen Morgen waren die Häuser von Rath City mit einer dichten Schneedecke überzogen. Es war spürbar kälter geworden und überall hingen Eiszapfen von den Dächern der hölzernen Vorbauten herab, die in der klaren Wintersonne wie geschliffenes Glas blitzten.

Marshal Crown war gerade dabei, die neuesten Steckbriefe durchzusehen, die am Vorabend mit der Nachtkutsche aus der Hauptstadt gekommen waren, während Smoky fluchend versuchte, mit ein paar Holzspänen ein Feuer in Gang zu bringen.

Im Ofen befanden sich nach der kalten Nacht nur noch ein paar Glutreste, und das Marshal Office begann allmählich auszukühlen. Ungeduldig wartete der kauzige Deputy, bis die Flammen endlich wieder aufloderten, damit er ein paar Kohlen nachwerfen konnte. In diesem Moment waren draußen auf der Straße Schritte zu hören, die eilig durch den Schnee knirschten. Einen Augenblick später klopfte es ungestüm an der Eingangstür.

Der Marshal warf Smoky einen fragenden Blick zu.

Der Oldtimer zuckte mit den Schultern und ging auf die Tür zu, als es erneut klopfte. Diesmal noch drängender, energischer.

»Ja doch, ich komme ja schon«, grummelte Smoky. »Tut mir leid, dass ich noch nicht fliegen kann.«

Durch die Eisblumen an den Fensterscheiben war die Gestalt draußen vor der Tür nur undeutlich zu erkennen. Deshalb hielt Smoky seinen riesigen Whitneyville-Walker Colt schussbereit in der Rechten, als er die Tür öffnete. Auch Crown hatte inzwischen hinter seinem Schreibtisch die Waffenhand auf das Holster gelegt und starrte abwartend auf jenen Mann, den die Eiseskälte an diesem Morgen in sein Office hereinwehte.

Obwohl er den Fremden noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte, war er ihm auf Anhieb so sympathisch wie ein vereiterter Zahn.

Alleine schon die Art, wie er über die Schwelle tänzelte

und anschließend mit geradezu übertriebener Sorgfalt die Tür hinter sich schloss, ließ Crown mit den Augen rollen.

Der Mann hatte ein glatt rasiertes Gesicht, das beherrscht wurde von dunklen, nussbraunen Augen, in denen deutlich eine arrogante Selbstgefälligkeit zu erkennen war.

Er war nur etwas mehr als mittelgroß und wirkte auf den ersten Blick dick und behäbig. Aber als er auf den Schreibtisch des Marshals zukam, revidierte Jim augenblicklich seinen ersten Eindruck. Dieser Mann war nicht dick, er war nur etwas kurzbeinig. Bei näherem Hinsehen entpuppte er sich als ein breites Muskelpaket von beinahe zwei Zentnern.

Trotz der Kälte war er nur mit einem maßgeschneiderten Prince-Albert-Rock und einem seidenen Rüschenhemd bekleidet. Seine Füße steckten in einem paar Lederstiefeln, die sicherlich den Jahreslohn eines durchschnittlichen Cowboys verschlungen hatten.

Irgendwie erinnerte der Mann Crown an den sprichwörtlichen Wolf im Schafspelz.

»Was kann ich für Sie tun, Mister ...?«

»Duncan, Clay Duncan«, erwiderte der Mann und hob seinen eleganten Bowlerhut kurz an.

»Wie ich in Erfahrung gebracht habe, soll sich ein Mann namens Elmer Stone in Ihrem Gefängnis befinden.«

»Das ist richtig. Er steht unter Mordverdacht, außerdem werden ihm Körperverletzung, Pferdediebstahl und Widerstand gegen das Gesetz vorgeworfen.«

Duncan lachte heiser. »Ein bisschen viel für einen einzelnen Mann, meinen Sie nicht auch, Marshal? Haben Sie dafür überhaupt Beweise? Ich frage Sie das, weil ich nämlich sein Rechtsanwalt bin.«

»Nur zum Teil, denn für diesen Fall ist eigentlich Sheriff Jones aus Alamocitas zuständig. Deshalb besprechen Sie alles Weitere am besten mit ihm. Er wird spätestens Morgen hier eintreffen. Nachdem ich Stone verhaftet hatte, schickte ich ihm noch am Abend ein Telegramm zu.«

Der Anwalt wischte sich nervös mit dem Handrücken übers Kinn.

»Könnte ich mit Stone einen Moment unter vier Augen reden? Er ist immerhin mein Mandant.«

»Warum nicht, aber bevor Sie mein Deputy in den Zellen-trakt begleitet, würde ich es begrüßen, wenn Sie Ihre Waffen auf meinen Schreibtisch legen. Nicht, dass ich Ihnen nicht traue, aber so lauten nun mal die Vorschriften. Ich hoffe, Sie verstehen das.«

»Was für eine Frage, Marshal«, entgegnete Duncan mit einer Stimme, die geradezu vor Freundlichkeit triefte. »Schließlich stehe ich doch genau wie Sie auf der Seite von Recht und Gesetz.«

Nach diesen Worten begann er bereitwillig sein Jackett zu öffnen, um dem Marshal zu zeigen, dass er gänzlich unbewaffnet war.

Crown hatte Mühe, seinen Unmut über den Anwalt zu verbergen, während ihn Smoky in den Zellentrakt begleitete.

»Und?«, fragte Jim seinen Deputy, als dieser wenige Augenblicke später wieder zurückkam.

Der Oldtimer zuckte mit den Schultern.

»Sie haben erst miteinander geredet, als ich den Zellenraum wieder verlassen hatte. Aber wenn du mich fragst, ist dieser Rechtsverdreher ein Arschloch, wie es im Buch steht. Ich schätze, an dem werden wir noch unsere helle Freude

haben.«

Wie recht Smoky mit dieser Annahme hatte, hätte das Gespräch zwischen Duncan und Stone im Zellentrakt des Stadtgefängnisses bewiesen. Den beiden Sternträgern wäre einiges erspart geblieben, wenn es ihnen das Gesetz erlaubt hätte, nur für fünf Minuten zu lauschen. So aber musste Smoky die Verbindungstür zum Zellentrakt wieder verschließen und die Männer redeten erst miteinander, als der Deputy wieder im Office verschwunden war.

Stone fing sofort zu keifen an. »Verdammt Duncan, wo hast du so lange gesteckt?«

Der Anwalt hob abwehrend die Hände. »Langsam, langsam. Hättest du hier nicht den wilden Mann gespielt, wäre alles so gelaufen, wie es geplant war. Aber nein, du musstest dich ja unbedingt mit Marshal Crown anlegen. Dieser Kerl hat den Ruf eines Eisenfressers, seit er hier in Rath City den Stern trägt, traut man sich nicht einmal mehr einem Huhn ein Ei wegzunehmen.«

»Das konnte ich doch nicht wissen.«

Duncan schüttelte den Kopf und machte eine abwertende Handbewegung.

»Ich schätze, du weißt noch vieles nicht, Elmer. Aber jetzt zu etwas anderem, hat der Job geklappt, habt ihr das Zeug?«

»Natürlich, die Papiere sind in meinen Satteltaschen. Aber dieser Marshal hat Bob und Frank erwischt. Nur Henry ist davongekommen.«

»Pech für die Jungs, aber wenn es dich tröstet, dafür erhöht sich jetzt dein Anteil.«

»Scheiß auf den Anteil, hol mich lieber hier raus.«

»Geduld, Elmer, Geduld.«

Aufgebracht rüttelte der Bandit an den Gitterstäben.

»Was heißt hier Geduld? Du weißt genauso wie ich, dass ich einpacken kann, wenn dieser Sheriff aus Alamocitas hier antanzt. Wen er den Leuten von der Sache mit den Blakes erzählt, hängt man mich spätestens eine Stunde später an den nächsten Baum.«

»Jetzt verliere bloß nicht die Nerven. Ich mach das schon, du kennst mich doch.«

Kurz darauf kam Duncan wieder aus dem Zellentrakt.

Er hatte die Stirn in Falten gelegt und wirkte irgendwie nachdenklich. Aber bereits fünf Minuten später, nachdem der Marshal jegliche Kautionsverhandlungen abgelehnt hatte, stürmte er wortlos aus dem Office und warf entgegen jedem guten Benehmen die Tür mit einem lauten Knall hinter sich ins Schloss. Der Marshal und sein Deputy warfen sich einen vielsagenden Blick zu. Für einen Moment schien es, als hegte Crown die Absicht, dem Anwalt hinterherlaufen, aber Smoky winkte ab.

»Vergiss es Jim, dieser Rechtsverdreher scheint mir einer von der ganz speziellen Sorte zu sein. Für den zählt anscheinend nur Geld, ich würde mich nicht wundern, dass er sich selbst erschießt, wenn du ihm hundert Dollar dafür gibst.«

Der Himmel über Rath City war grau und düster.

Die Schneefälle hatten seit dem Morgen ständig zugenommen und der Wind trieb am Mittag große, weiße Flocken in dichten Schwaden durch die Straßen.

Crown und sein Deputy standen schon seit geraumer Zeit

vor der Eingangstür des Stationsgebäudes der Butterfield-Overland-Line.

Auf der Stirn des Marshals hatten sich inzwischen steile Sorgenfalten gebildet. Ein erneuter Blick auf die Kirchturmuhren zeigte ihm, dass die Mittagskutsche bereits seit einer halben Stunde überfällig war.

Auch Smoky Bennett wurde inzwischen ungeduldig. Der Deputy trug eine gefütterte Pelzmütze und einen mächtigen Mantel aus Büffelfell. Aus seinem Mund stiegen graue Atemwolken, die in der kalten Luft zerfaserten.

»Gottverdammte, ist das kalt heute«, fluchte Smoky, während er ständig von einem Fuß auf den anderen trat. »Wenn die Kutsche jetzt nicht bald um die Ecke kommt, wird mich selbst der Präsident der Vereinigten Staaten nicht mehr daran hindern können, dass ich mich wieder vor den Ofen in unserem Büro setze.«

»Ich schätze, dass er dir das vielleicht übel nehmen könnte.«

»Verdammt«, fluchte Smoky erneut. »Sind es meine Eier, die ich mir hier abfriere, oder seine?«

Bevor der Marshal seinem kauzigen Stellvertreter darauf eine Antwort geben konnte, war endlich das Herannahen der Mittagskutsche zu hören. Kurz darauf bog die Stagecoach mit lauten Peitschenknallen und ratternden Rädern in die Mainstreet ein.

Wenige Minuten später brachte der Kutscher das Gefährt in einer Wolke aus Schnee direkt vor den beiden Gesetzeshütern zum Stehen.

»Hallo Mike«, sagte der Marshal, während der Kutscher die Zügel um den Griff der Wagenbremse wickelte. »Du bist heute ziemlich spät dran. Gab es irgendwelche Schwie-

rigkeiten?«

Die riesige Gestalt des Drivers straffte sich.

»Schwierigkeiten? Sorry, wenn ich jetzt lache, aber der, der mir Schwierigkeiten bereiten will, muss erst noch geboren werden.«

Mikes Lachen kam wie ein Gewittergrollen aus seinem mächtigen Brustkorb. Einen Augenblick später jedoch wurde das Gesicht des Kutschers wieder ernst.

»Ich weiß, dass wir heute beinahe über eine halbe Stunde hinter der Zeit sind, aber der Overland-Trail ist dermaßen zugeschnitten, dass es fast schon an ein Wunder grenzt, dass ich mit der Kutsche da überhaupt durchgekommen bin.«

Im gleichen Moment öffnete sich der Wagenschlag der Stagecoach und spuckte einen sichelbärtigen Mann aus, an dessen rechtem Jackenaufschlag ein fünfzackiger Messingstern prangte.

»Hallo Marshal«, sagte Sheriff Jones. »Als ich vorgestern Ihr Telegramm erhielt, habe ich mich sofort in die nächste Kutsche gesetzt. Ich habe auch gleich den wichtigsten Zeugen in dieser Geschichte mitgebracht.«

Jones, der sich während seiner Worte wieder der Kutsche zugewandt hatte, zuckte dabei belustigend mit den Schultern.

»Ich denke, eine Vorstellung wird sich erübrigen. Wenn ich recht informiert bin, kennen Sie Miles wahrscheinlich bedeutend besser als ich.«

Nach einem ersten großen Hallo steuerten die Männer anschließend beinahe im Gleichschritt das Büro des Town Marshals von Rath City an. Als die Vier im Zellentrakt des Stadtgefängnisses vor einem der Gitter standen, straffte sich die Gestalt von Sheriff Jones merklich.

»Nun Josuah? Ist das der Kerl, der dir eins übergeben hat?«

Die Augen des Pferdezüchters begannen zu blitzen.

»Yeah, das ist er! Dieser Dreckskerl hat mir nicht nur beinahe den Schädel eingeschlagen, sondern auch noch vier meiner besten Pferde gestohlen.«

Crown nickte.

»Damit ist wohl alles klar, der Kerl gehört Ihnen.«

Wortlos reichte Jones ein paar Handschellen durch die Gitterstäbe, die bis jetzt an einer Schlaufe seines Gürtels befestigt waren, und forderte Stone mit einem Kopfnicken auf, sie anzulegen. Der Blick, den ihm der Gefangene daraufhin zuwarf, war mörderisch. Erst als Jones die Hand auf den Griff seines Revolvers legte, gehorchte Stone und ließ die Eisenfesseln um seine Handgelenke schnappen.

»Wir fahren noch heute mit der nächsten Kutsche nach Alamocitas zurück. Ich hoffe für dich, dass du einen Hut und eine warme Jacke dabei hast, die Nächte in dieser Gegend sind erfahrungsgemäß ziemlich kalt.«

»Das habe ich, aber wie soll ich mir das Ganze anziehen?«

Stones Frage glich einem feindseligen Schnarren, während er seine gefesselten Hände hochhielt.

Jones zuckte mit den Schultern.

»Den Hut kannst du dir auch mit den Handschellen aufsetzen«, erklärte er ihm. »Wenn es dir dann immer noch kalt ist, kannst du die Jacke ja wie einen Umhang um die Schultern hängen. Im Übrigen würde ich an deiner Stelle jetzt besser die Schnauze halten. Es gibt inzwischen nicht nur in Alamocitas genügend Männer, die dich und deine Kumpanen für das, was ihr Blake und seiner Frau angetan habt, in Stücke reißen würden.«

Stone setzte wütend den Hut auf und drehte sich zum Zellenfenster hin.

Nachdem die Männer den Gefängnistrakt verlassen hatten, nickte Crown seinem Freund zu und reichte dem Sheriff zum Abschied die Hand.

»Die nächste Kutsche geht bereits in einer halben Stunde. Passen Sie also auf sich auf, wenn der Kerl tatsächlich so gerissen ist, wie sie ständig erzählen.«

Jesse Jones nickte düster. »Dieser Stone ist ein Schwein. Er und seine Männer haben in der Nähe von Alamocitas einen Rancher namens Andrew Blake überfallen. Ich weiß zwar nicht, was Sie von Blake wollten, aber offensichtlich hat der Rancher nicht das getan, was sie von ihm verlangten. Zum Dank dafür haben sie ihn mit einem glühenden Messer gefoltert und seine Frau auf derart bestialische Weise vergewaltigt, dass sie laut Aussage des Arztes an inneren Blutungen gestorben ist.«

»Ich verstehe«, sagte Crown und seine Stimme klang wie gesprungenes Glas. »Ich habe übrigens seinen persönlichen Besitz mitsamt seinen Satteltaschen in meinem Schreibtisch eingeschlossen. Geld ist allerdings nicht dabei.«

Jones winkte ab. »Er hat ja auch keine Bank überfallen, sondern eine Ranch. Trotzdem Dankeschön, ich denke, ich werde mir die Sachen zu Hause einmal etwas genauer durchsehen.«

Sheriff Jones und sein Gefangener verließen Rath City zwanzig Minuten später mit der Nachmittagskutsche nach Südosten. Sie waren die beiden einzigen Fahrgäste in diese Richtung. In jenen Jahren drängte es die meisten Menschen eher nach Dodge City oder nach Norden hinauf zu den Goldfeldern in Montana.

Während die Stagecoach langsam aus der Stadt rollte, klopfte Miles seinem Freund aufmunternd auf die Schultern und nickte auch Smoky zu.

»Jetzt macht nicht so ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Was haltet ihr davon, wenn ich euch beide heute Abend zum Essen einlade. Schließlich habe ich es euch zu verdanken, das ich Bluebird wiederhabe.«

Der kauzige Deputy nahm seine obligatorische Maiskolbenpfeife aus dem Mundwinkel und spuckte in den Schneematsch der Hauptstraße.

Dann nickte er zustimmend.

»Das ist in dieser verdammten Stadt seit Wochen die vernünftigste Idee, die jemandem einfallen konnte. Allerdings weiß ich nicht, ob unser Marshal der Einladung so einfach folgen kann, schätze, dazu muss er erst Linda befragen.«

»Linda? Wer ist Linda?«

Smoky verzog sein Gesicht und bedachte Crown mit einem gewissen Augenzwinkern.

»Das, mein lieber Josuah, kann dir wohl am besten dein Freund erklären. Nicht wahr Jim?«

Die Antwort von Crown ließ nicht lange warten. Während Josuah Miles nur mühsam ein Grinsen unterdrücken konnte, beeilte sich Smoky mit weit ausgreifenden Schritten, außerhalb der Reichweite von Jims Fäusten zu kommen.

Das Abendessen fand im Drover Cottage Hotel statt, einer der vornehmsten Adressen in Rath City. Es gab Rindersteaks, die vor dem Verzehr mindestens vierundzwanzig

Stunden in einer Beize aus mexikanischem Rotwein, Wacholderbeeren und Zitronenschalen gelegen hatten, dazu Salbeimeletts, Knoblauchbrot und grünen Salat.

Die drei Männer gönnten sich nach Abschluss des opulenten Essens noch einen goldfarbenen Kentuckywhisky, der wie flüssiges Öl in den Gläsern schwappte, während sich Linda Wentfort für ein Stück Apfelkuchen mit Sahne entschieden hatte.

Das Pferdegeschäft musste für Miles eine einträgliche Sache sein, dachte Jim, während er genussvoll den letzten Schluck aus seinem Glas nahm. Er kannte die Preise in dem Hotelrestaurant und wusste, dass sein Freund für diesen Abend garantiert den Monatsverdienst eines Cowboys auf den Tisch des Hauses blättern musste.

Betrübt drehte der Marshal das leere Glas in seinen Händen, nachdem auch der letzte Tropfen des edlen Whiskys durch seine Kehle gelaufen war. Mit einem bedauernden Seufzer stellte er es schließlich wieder auf den Tisch zurück. Im gleichen Augenblick wurde die Eingangstür des Hotelrestaurants aufgestoßen und krachte mit einem lauten Knall an die dahinter liegende Wand. Fletcher, der Mietstallbesitzer, kam wie eine Kanonenkugel in den Raum geflogen und ruderte dabei einem Verrückten gleich mit beiden Armen.

»Marshal, Marshal«, schrie William. »Sie müssen sofort mitkommen.«

Sein lautes Brüllen war in dem vornehmen Speisesaal bis in den hintersten Winkel hinein zu hören, worauf ihn die beiden befrackten Kellner, die Jones gerade die Rechnung präsentierten, konsterniert musterten.

Durch die offene Tür wehte ein eisiger Wind herein.

»So geht das aber nicht«, zischte einer der Kellner. Er war ein geschniegelter, pickelgesichtiger Bursche, der sogar auf drei Schritte Entfernung noch nach Pomade und billigem Rasierwasser roch.

»Jetzt halt mal die Luft an und lass den Mann erst einmal reden. Als ich Will das letzte Mal so aufgereggt erlebt habe, wurde die Stadt gerade von Indianern angegriffen«, blaffte Smoky.

Der Kellner zuckte zusammen und strich sich affektiert über sein sorgfältig gestutztes Oberlippenbärtchen. Mit hervorquellenden Augen starrte er auf den Deputy und erlitt beinahe einen Nervenzusammenbruch, als der Mietstallbesitzer mit seinen dreckigen Arbeitskleidern, denen deutlich der Duft von Pferdedung, Wagenschmiere und Sattelleder anhaftete, über die kostbaren Teppiche stolperte und direkt auf den Tisch von Miles und seinen geladenen Gästen zustürzte.

»Aber ... aber«, stotterte er.

»Ruhe, verdammt noch mal!«, donnerte Crown, dem das affektierte Gehabe langsam ebenfalls deutlich gegen die Hutschnur ging.

Dann nickte er Fletcher aufmunternd zu. »Was ist passiert, Will?«

»Mike ist wieder in der Stadt, aber ohne seine Kutsche.«

Jim wurde augenblicklich hellhörig.

»Was willst du damit sagen?«

»Soviel ich verstanden habe, hat man seine Kutsche irgendwo zwischen Rath City und der nächsten Pferdewechselstation überfallen. Mike hat wie durch ein Wunder überlebt, danach ist der verrückte Kerl den ganzen Weg zu Fuß zurückgelaufen. Sechs Meilen bei diesen Temperaturen

und dem ganzen Schnee, das muss man sich einmal vorstellen.«

Crown verspürte plötzlich ein seltsames Kribbeln in der Magengegend und allmählich stieg eine düstere Vorahnung in ihm hoch.

»Was ist mit den Männern, die in der Kutsche saßen?«

Will Fletcher blickte betreten zu Boden. »Die Banditen waren zu dritt. Sie haben zuerst die Pferde erschossen, danach Mike einen Streifschuss verpasst und dann Sheriff Jones getötet. Anschließend sind sie mit diesem Stone in Richtung Süden geflohen.«

Für einen Moment wurde es in dem Restaurant so still, dass man sogar eine Stecknadel hätte fallen hören. Linda Wentfort wurde sichtlich blass, während sich die Gesichter von Josuah Miles und Smoky zu wütenden Fratzen verzerrten.

Auch die anderen Gäste begannen nun unterdrückt zu fluchen.

Lediglich Marshal Crown schien die Ruhe selbst zu bleiben.

»Dieses verdammte Mörderpack«, ereiferte sich Miles. »Los Männer, nichts wie hinterher. Wenn wir uns beeilen, erwischen wir sie noch vor Sonnenaufgang.«

»Ich halte das für keine so gute Idee«, sagte Crown, als außer Miles und seinem Deputy in dem Restaurant noch mehrere andere Männer wutentbrannt aufsprangen.

»Ich habe mich wohl verhört, oder?«, fragte Miles und hielt abrupt in seiner Bewegung inne. »Du verlangst doch von uns etwa nicht, dass wir ruhig sitzen bleiben und Däumchen drehen, während da draußen der Vorsprung dieser Banditen und Mörder mit jeder Sekunde immer grö-

ßer wird? Bisher war ich der Meinung, dass Sheriff Jones auch dein Freund war. Also irgendwie verstehe ich dich jetzt nicht.«

Smoky Bennett wirkte ebenfalls sichtlich irritiert, seine Blicke schossen fragend zwischen Crown und dem Pferdezüchter hin und her.

»Miles hat recht, deine Äußerung ist in der Tat schon etwas seltsam. Gibt es dafür vielleicht eine Erklärung?«

Der Marshal nickte. »Sogar mehrere.«

Seine Stimme klang kühl und sachlich, während er Linda und den anwesenden Männern seine Ansichten vortrug.

»Kein Mensch reitet freiwillig um diese Zeit am Canadian entlang in Richtung des Cap Rock Plateaus. Es wäre Selbstmord.«

»Warum?«, fragte einer der Gäste in leicht ungeduldigem Tonfall.

Nachsichtig musterte Crown den Mann, weil er wusste, dass keiner der Stadtbewohner mit den Widrigkeiten dieses Landstrichs richtig vertraut war.

»Zum Ersten wären da die Wölfe. Der Winter hat in diesem Jahr ziemlich früh begonnen und es gibt jetzt schon, obwohl wir noch nicht einmal Weihnachten haben, kaum noch Wild da draußen. Die Wölfe sind hungrig und streifen bereits in Rudeln von Dutzenden von Tieren herum. Sie greifen alles an, was irgendwie essbar aussieht. Zweitens wird mit zunehmender Dunkelheit das Risiko immer größer, dass die Pferde in der Nacht und bei dem hohen Schnee in einen Präriehundebau oder eine Büffelkuhle treten. Aber selbst wenn man das alles übersteht, bleiben da immer noch die hungrigen Indianer, mit denen man als Weißer zurzeit garantiert Schwierigkeiten bekommt.«

Crown grinste und seine Mundwinkel verzogen sich.

»Ein tollwütiges Stinktier, ein plötzlich hereinbrechender Schneesturm oder eine Bande von besoffenen Comacheros sind dagegen noch ein Kinderspiel.«

Miles starrte den Marshal einen Moment lang mit einem eigentümlichen Blick an und zuckte schließlich mit den Achseln.

»So gesehen hast du natürlich recht, Jim. Aber wie sollen wir die Verfolgung aufnehmen, wenn wir erst morgen früh losreiten?«

Der Marshal zeigte auf eines der Fenster, durch das der sternenklare Abendhimmel deutlich zu erkennen war. »Die Sterne verraten mir, dass es heute Nacht sogar zum Schneien zu kalt sein wird. Nicht einmal ein Indianer bringt es fertig, auf einer angefrorenen Schneedecke seine Spuren zu verwischen. Wir werden die Bande also morgen ziemlich schnell eingeholt haben, denn unsere Tiere sind ausgeruht und haben vor allem die Nacht in einem warmen Stall verbracht.«

»Von dieser Seite aus habe ich das Ganze noch gar nicht betrachtet«, räumte Miles ein. »Verdammt Jim, jetzt weiß ich auch, warum sie dich hier zum Marshal gemacht haben.«

Crown ersparte sich eine Antwort, dazu war die Situation viel zu ernst.

Mit dem ersten Tageslicht brachen sie auf.

Der Marshal ritt voran, ihm folgte Will Fletcher mit einem Kastenwagen, auf dem er die Leiche von Sheriff Jones in

die Stadt zurückbringen wollte, sowie Smoky und Miles, die seinen Wagen an den Seiten flankierten. Den Schluss bildete ein Aufgebot, das aus fünf aufgebrachtten Bürgern der Stadt und zwei Ranchern aus der Umgebung bestand, die zufällig im Drovers Cottage zu Abend gegessen hatten.

Je weiter die Männer ritten, desto entschlossener wurden sie, die Banditen zur Strecke zu bringen.

»Geht es nicht etwas schneller?«, fragte einer von ihnen nach einer Weile ungeduldig.

»Warum?«

»Diese Männer haben einen Sternträger erschossen, sie dürfen uns nicht entkommen. Wir müssen sie unbedingt erwischen und aufhängen, sonst glaubt am Ende noch jeder Strolch von hier bis nach Mexiko, dass er in unserem County machen kann, was er will.«

»Langsam, langsam«, mahnte Crown. »Es geht hier nicht um Rache, sondern um Gesetz und Gerechtigkeit. Hier wird keiner ohne eine ordentliche Verhandlung aufgehängt, ansonsten sind wir selbst nicht besser als diese Mörder.«

Der Mann senkte den Kopf und schwieg betreten.

Eine halbe Stunde später hatte das Aufgebot den Tatort erreicht.

Die Kutsche stand ein Stück abseits von der Überlandstraße und die Pferde hingen verkrümmt im Geschirr. Ein paar Schritte davon entfernt war die Gestalt von Sheriff Jones im Schnee zu erkennen. Er hatte beide Arme und Beine weit von sich gestreckt und starrte mit gebrochenem Blick in den schneeverhangenen Winterhimmel.

Während Fletcher zusammen mit zwei Männern der Posse die Leiche auf den Wagen legte, musterte Crown die

Umgebung. Ein ehemaliger Armee-Scout, durch dessen Adern eine ziemliche Menge Indianerblut floss, hatte ihn vor Jahren einmal in der Kunst der Spurensuche unterwiesen. Er konnte in dem Fährtenmuster, mit dem der Schnee rund um die Kutsche überzogen war, wie in einem Buch lesen.

Nachdenklich runzelte Crown die Stirn, nachdem er seine Musterung beendet hatte, und warf seinen Freunden einen verständnislosen Blick zu.

»Irgendwie ist mir das Ganze zu hoch. Die Spur der Haulunken führt direkt nach Südwesten, in Richtung Staked Plains. Aber dort gibt es meines Wissens auf über hundert Meilen in der Runde weder eine Stadt noch eine Ansiedlung oder eine Ranch. Also was zum Teufel wollen die Kerle in dieser Wüste?«

»Vielleicht ist ihr Ziel ja Pecan Nuts«, sagte Smoky.

»Pecan Nuts? Nie gehört. Wo soll das Nest liegen?«

Der Oldtimer zuckte mit den Schultern und deutete vielsagend nach Südwesten.

»Ungefähr fünfzehn Meilen von hier gab es mal eine Town, die während des damaligen Silberrauschs aus einem Handelsposten heraus entstanden ist. Ich war vor zehn Jahren einmal dort, als mein Pferd ein Hufeisen verloren hatte. Allerdings glaube ich kaum, dass heute noch jemand in dem Ort lebt. Ich schätze eher, dass Pecan Nuts inzwischen eine Geisterstadt ist.«

Jim hörte seinem Deputy aufmerksam zu.

»Das hört sich ziemlich interessant an. In einer Geisterstadt kann man zwar nicht ewig leben, aber sich zumindest so lange verstecken, bis die Luft wieder rein ist.«

Entschlossen richtete er seine Blicke auf die Männer des

Aufgebots.

»Will, du bringst die Leiche von Sheriff Jones am besten noch heute in die Stadt zurück. Zwei oder drei Männer sollen dich begleiten. Ihr anderen kommt mit mir.«

Der Mietstallbesitzer winkte ab.

»Lass mal, ich finde den Weg auch alleine zurück. Wenn die Verbrecher wirklich in der Geisterstadt sind, wirst du jeden Mann gebrauchen können.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage«, widersprach Crown energisch. »Du wirst auf keinen Fall alleine zurückfahren, dazu sind die Zeiten viel zu unruhig. Als einzelner gibst du für eine herumstreifende Indianerbande ein gefundenes Fressen ab, dazu kommt noch, dass hier seit Tagen Wölfe durch die Gegend ziehen und diese hungrigen Bies-ter riechen die Leiche auf deinem Wagen garantiert meilenweit. Ohne Hilfe hast du gegen sie kaum eine Chance.«

»Jetzt übertreibe bloß nicht. Erstens kenne ich keinen Indianer, der bei dieser Kälte freiwillig den Arsch aus seinem Tipi schwingt, und zweitens bin ich mit ein paar Wölfen noch allemal alleine fertig geworden.«

»Ein paar, sagst du?«, entgegnete Crown und deutete emotionslos über Fletchers Schulter hinweg auf eine nahegelegene Hügelkette hinter seinem Rücken. »Ich denke, in der Zwischenzeit sind es aber ein paar Viele, die hier durch die Gegend streifen.« Augenblicklich drehten fast alle Mitglieder des Aufgebots wie auf ein stummes Kommando hin beinahe gleichzeitig die Köpfe. Danach gab es kaum noch einen von ihnen, der nicht blass im Gesicht geworden war.

Wie an einer Perlenschnur aufgezogen reihte sich auf dem Hügel ein Wolf an den anderen.

Mindestens zwei Dutzend glühende Augenpaare starrten

auf das Aufgebot herab. Mit ihren weit aufgerissenen Schnauzen und den dichten Reihen scharf gekrümmter Zähne boten sie den Männern ein geradezu wildes, animales Bild.

Fletcher schluckte hörbar, als er dem Marshal wieder in die Augen blickte.

»Ich hätte nie gedacht, dass es so viele sind.«

Crown zuckte beiläufig mit den Schultern. »Ich schon, vielleicht wäre es besser, wenn ihr endlich einmal auf das hört, was ich euch sage.«

Es wurde später Mittag, als die Geisterstadt in Sichtweite kam.

Das Aufgebot war inzwischen auf sechs Männer zusammengeschmolzen. Außer Marshal Crown, Deputy Smoky Bennett und dem Pferdezüchter Josuah Miles waren nur noch drei Männer aus der Stadt bereit gewesen, das Trio auf seinem weiteren Ritt zu begleiten. Bei ihnen handelte es sich um Henry Mason, den Büchsenmacher von Rath City, Pete McCoy, den Schmied und Jonny Dixon, einen Berufsspieler, der im Golden Palace Saloon bereits die vierte Viehsaison hintereinander einen Tisch gemietet hatte. Alle anderen hatten es vorgezogen, mit Fletcher und dem toten Sheriff zurück nach Rath City zu reiten, der Anblick der vielen Wölfe war ihnen offensichtlich auf den Magen geschlagen.

Die Sonne rückte am Horizont immer weiter nach Westen und es begann bereits dunkel zu werden, als endlich die ersten Häuser der verlassenen Town vor ihnen auftauch-

ten.

»Ich hatte recht, sie sind tatsächlich hier«, sagte Smoky und deutete auf die Hufspuren, die sich vor ihnen im verharschten Schnee deutlich abzeichneten. Die Abdrücke mussten sogar noch relativ frisch sein, die Ränder im Schnee waren noch nicht eingefallen.

Der Marshal zügelte sein Pferd und drehte sich im Sattel um.

Kurz darauf führte er die Posse in den Schutz einer nahegelegenen Buschgruppe aus Bruchkirschensträuchern, hinter der man sie von den Häusern aus nicht sehen konnte. Mit einigen knappen Handbewegungen deutete Crown dem Aufgebot an, sich ruhig zu verhalten und abzuwarten. Dann zog er sein Gewehr aus dem Scabbard, glitt vom Rücken seines Pferdes und hastete geduckt auf die vordersten Häuser der Geisterstadt zu.

Es dauerte etwa eine Viertelstunde, bis er wieder zurückkam. Sein Gesichtsausdruck war ziemlich mürrisch, als er den Männern von seinen Beobachtungen erzählte.

»Sie sind es tatsächlich, aber wir kommen nicht ungesehen an sie heran. Sie haben sich am nördlichen Ende von Pecan Nuts in der ehemaligen Postkutschenstation einquartiert. Von hinten sind sie durch das Cap Rock Plateau nicht zu packen und nach vorne hin können sie die ganze Stadt überblicken.«

»Was schlägst du also vor?«, wollte Smoky wissen.

Crown zuckte mit den Schultern, für einen Moment wirkte er fast ein wenig ratlos.

Schweigend starrte er auf die verlassene Town, bis ihm wegen der Kälte die Augen tränten.

Zur gleichen Zeit geschahen in der Geisterstadt einige Dinge, die dem weiteren Verlauf der Ereignisse eine Wendung gaben, mit der keiner der Beteiligten gerechnet hatte.

Seit dem unverhofften Auftauchen der Posse lagen die Nerven der Männer in der Postkutschenstation blank. Als Elmer Stone auch noch anklingen ließ, dass er aus der ganzen Sache aussteigen wollte, machte sich in dem Raum eine seltsame, gespannte Stille breit, die für Sekunden nur von den scharfen Atemzügen der vier Männer unterbrochen wurde.

»Sag das noch mal!«, zischte Duncan, der mit seiner eleganten Kleidung in die Umgebung passte wie die bekannte Faust aufs Auge.

Obwohl das Innere der Station nur von dem spärlichen Lichtschein einer Kerze erhellt wurde, war für die Männer das kalte Glitzern in den Augen des Anwalts ebenso wenig zu übersehen wie der grausame Zug, der sich inzwischen in seine Mundwinkel gegraben hatte.

Henry Moore und Concho, der Mestize, traten instinktiv einen Schritt zur Seite, die beiden kannten Duncans Skrupellosigkeit zur Genüge. Im Gegensatz zu Stone, der die Unheil verkündenden Zeichen im Gesicht des Anwalts nicht sah oder einfach nicht sehen wollte.

»Hast du was mit den Ohren?«, entgegnete Stone, dessen Stimme vor Ungeduld und unterdrücktem Zorn förmlich knirschte. »Ich sagte, dass du mir meinen Anteil auszahlen sollst. Mir wird hier langsam der Boden unter den Füßen zu heiß. Ich werde mich nach Mexiko absetzen, aber dazu brauche ich das Geld.«

Duncan lachte gehässig.

Mit einer geradezu aufreizenden Lässigkeit nahm er den

Hut vom Kopf und hielt ihn sich mit der Rechten vor den Bauch. Dabei bleckte er die Zähne wie ein hungriger Wolf.

»Du willst also tatsächlich Geld von mir? Das kannst du vergessen, sei froh, dass ich dich aus der Kutsche geholt und damit vor dem Galgen gerettet habe.«

»Du verdammter Scheißkerl!«, presste Stone hervor. »So kannst du vielleicht mit den anderen Jungs umspringen, aber nicht mit mir. Nicht mit Elmer Stone, hast du verstanden?«

»Willst du mir etwa drohen? Da überschätzt du dich aber gewaltig, Elmer. Wer mir ans Bein pinkeln will, muss mehr können, als schnell seinen Colt ziehen. Am besten du hältst jetzt einfach deine große Schnauze und machst weiter genau das, was ich dir sage.«

»Das heißt also, du gibst mir das Geld nicht?«

Die Stimme von Elmer Stone klang, als würde man die Rinde zweier Bäume aneinander reiben.

»Du hast es erfasst«, antwortete der Anwalt zynisch.

»Du verdammter Bastard!«, schrie Stone, während seine Hand gedankenschnell zum Gürtel zuckte.

Er hatte seinen Peacemaker bereits zur Hälfte aus dem Holster, als Duncans Hut unvermittelt zu explodieren schien. Die helle Schussdetonation einer kleinkalibrigen Waffe erfüllte den Aufenthaltsraum der verfallenen Station und eine Lohe aus Feuer und Rauch schlug Stone entgegen. Obwohl der stumpfnasige Remington Derringer, den Duncan verborgen in seinem Bowlerhut trug, kaum die Größe einer Kinderhand besaß, war die Wirkung der doppeläufigen Waffe auf die kurze Distanz verheerend.

Elmer Stone wurde vom Aufprall der Kugel fast aus den Stiefeln gehoben.

Er torkelte wie von einem Schlag in die Magengrube getroffen nach hinten, stieß gegen einen Stuhl, der am Boden lag, und fiel schließlich stöhnend auf die Seite. Als er versuchte, sich wieder aufzurichten, ging Duncan auf ihn zu und trat ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, mit dem Stiefelabsatz ins Gesicht.

»Was soll das?«, protestierte Henry Moore. »Das war verdammt noch mal nicht fair. Du kannst über Elmer sagen, was du willst, aber eines musst du zugeben, er war dir gegenüber jederzeit loyal. Okay, vielleicht hat er sein Maul manchmal etwas zu weit aufgerissen, aber musstest du ihn deshalb gleich erschießen? Ich ...«

»Er hat versagt«, unterbrach Duncan den Mann kalt. »Außerdem hat er angefangen, gierig zu werden. Er wäre für uns alle zu einem großen Risiko geworden.«

»Trotzdem«, schnappte Moore. »Irgendwie gefällt mir das Ganze nicht.«

»Jetzt erzähle mir bloß nicht, dass du seit Neuestem Skrupel hast.«

»Und wenn es so wäre?«, fragte Moore gedehnt.

Das Lachen des Anwalts klang zynisch und abgehackt.

»Dann, mein lieber Henry, bist du für mich leider der falsche Mann. Dann wäre es besser, wenn wir uns trennen.«

»Ich warne dich, Duncan«, sagte Moore.

Sein Gesicht hatte sich inzwischen verhärtet und seine Backenknochen begannen langsam zu mahlen.

»Mich servierst du nicht so leicht ab wie Elmer.«

Wortlos hob der Anwalt den Hut und jagte Moore den zweiten Lauf des Derringers in die Brust. Nach einem kurzen Blick auf den Hut warf der Anwalt die zerfetzte Kopfbedeckung mit einer angewiderten Geste auf den Boden

und wandte sich Concho zu.

»Was ist mit dir? Bist du auch der gleichen Meinung wie diese beiden Idioten?«

Der Mestize schüttelte eingeschüchtert mit dem Kopf. Er stand noch ganz unter dem Eindruck des Geschehens.

»Also, was stehst du noch hier herum und glotzt? Sattle endlich die Pferde, es wird Zeit, dass wir von hier verschwinden.«

Als Duncans Schüsse durch die Geisterstadt hallten, legte Crown die Hand auf den Griff seines Navys und ging instinktiv hinter dem Gebüsch in die Knie. Mit einem unterdrückten Fluch folgte Smoky seinem Beispiel, während sich die anderen Männer des Aufgebots erschrocken zu Boden warfen und ihre Gesichter in den Schnee steckten.

»Verdammte Scheiße, was hat das jetzt zu bedeuten?«

Crown hob ahnungslos die Schultern, aber nachdem er einen kurzen Blick auf die Geisterstadt geworfen hatte, nickte er seinem Deputy beruhigend zu.

»Ich weiß es auch nicht, aber ich glaube, du kannst deinen Kopf wieder hochnehmen. Die Kugeln waren nicht für uns bestimmt. Die Schüsse kamen aus einem der Häuser, ich schätze, jemand in der Postkutschenstation hat geschossen.«

Crown hatte kaum ausgesprochen, als Hufschlag aufkam und zwei dunkle Schatten in wildem Galopp aus der Geisterstadt jagten.

»Das sind bestimmt die Kerle, die Stone aus der Kutsche befreit haben«, rief Smoky und zeigte aufgeregt auf die flie-

henden Reiter.

»Los, reiten wir ihnen nach.«

»Langsam, langsam«, mahnte der Marshal zur Vorsicht. »Mit Stone müssten es eigentlich vier Männer sein, also sind zwei noch irgendwo hier in der Geisterstadt. Meiner Meinung nach wäre es vielleicht besser, wenn wir uns erst einmal umsehen, anstatt planlos in der Dunkelheit hinter den anderen herzureiten.«

Bevor Smoky eine Antwort geben konnte, gab Crown den Männern bereits die ersten Anweisungen. Als er sich kurze Zeit später zu Fuß nach Pecan Nuts aufmachte, wusste jeder von ihnen um seine Aufgabe. Während sich der Marshal und sein Deputy vorsichtig der Postkutschenstation näherten, gaben ihnen Mason, Dixon und Miles Feuerchutz.

Die Pferde hatte man zurückgelassen, es war die Aufgabe von McCoy, dem Schmied, dafür zu sorgen, dass den Tieren nichts passierte. Ohne Pferd war ein Mann um diese Jahreszeit hier draußen in der Wildnis rettungslos verloren.

Nachdem die beiden Gesetzeshüter unbehelligt den Vorbau der ehemaligen Poststation erreicht hatten, gingen sie links und rechts neben der Eingangstür mit schussbereiten Gewehren in Stellung. Die marode Tür stand offen und anstelle von Fensterscheiben gab es nur ein paar Scherbenreste, die im Rahmen steckten. Das Haus selber war stockdunkel und schien gänzlich ohne Leben. Crown ging von seiner Position aus in die Knie, formte mit der Linken aus dem Schnee einen Klumpen und warf ihn durch eines der Fenster.

Als die Antwort weder aus Kugeln noch aus Flüchen bestand, nickte er seinem Deputy zu und betrat die Station.

Smoky folgte ihm schweigend.

Vorsichtig tastete sich Crown vorwärts.

Als er sich einen Moment später wieder umdrehte, hielt er einen Kerzenstummel in der Rechten, den er von dem Tisch genommen hatte, der in der Mitte des Raumes stand, während er gleichzeitig mit der anderen Hand in der Hosentasche nach Zündhölzern suchte.

Smoky, der Mann mit der ewig glimmenden Maiskolbenpfeife, kam ihm zuvor.

Er riss ein Zündholz an seinem Daumennagel an und hielt die Flamme an den Kerzendocht.

Im gleichen Atemzug hörten sie das Stöhnen.

Smoky hielt überrascht inne, während Crown entschlossen durch den Raum schritt. In der einen Hand die brennende Kerze, in der anderen das Gewehr.

Das Erste, was er sah, war die zusammengekrümmte Gestalt von Elmer Stone.

Der Mann war tot.

Die Hände hatten sich in Brusthöhe in den blutverschmierten Stoff seines Hemdes gekrallt und der Blick seiner gebrochenen Augen war unverwandt an die Decke der verlassen Station gerichtet.

Keinen Schritt davon entfernt lag eine zweite Gestalt.

Crown erkannte in ihr jenen Mann, der sich vor Tagen seiner Verhaftung in Pablos Cantina entzogen hatte, indem er durch ein Fenster der Spelunke hindurch ins Freie gesprungen war.

Von ihm war auch das Stöhnen gekommen.

Vorsichtig ging der Marshal vor dem Mann in die Knie.

Das Licht der Kerze konnte den Raum zwar nur teilweise erhellen, aber es reichte aus, um zu erkennen, dass der

Mann kurz davor war, dem Marshal unter den Händen wegzusterben. Seine Augen waren unnatürlich hell und starr und sein wachsbleiches Gesicht fast gänzlich mit kaltem Schweiß überzogen.

»Wer hat das getan?«

Der Schwerverletzte lachte rasselnd.

»Wer schon? Ich wusste zwar, dass Duncan ein Schwein ist, aber dass er so hinterhältig sein würde und auf seine eigenen Männer schießt, hätte ich nicht gedacht.«

»Was ist passiert?«, wollte Crown wissen.

Das Gesicht des Mannes verzerrte sich, als er versuchte, den Kopf zu heben. Allein diese Anstrengung schien über seine Kräfte zu gehen, denn er fiel sofort wieder zurück und lag einen Moment lang still. Dabei verschleierte sich sein Blick.

Crown war sich einen Moment lang sicher, dass der Mann tot war, aber dann sagte er plötzlich: »Stone wollte aussteigen, daraufhin hat ihn der Hurensohn einfach erschossen. Als ich ihm sagte, dass mir das nicht passt, bekam ich die nächste Kugel.«

Crown nickte. »Und wohin ist er jetzt?«

»Nach Süden. Stone will ...« Der Rest seiner Worte erstickte in einem krampfhaften Husten. Blutiger Schaum trat auf seine Lippen. Aus seinem Gesicht war inzwischen alle Farbe gewichen. Crown musste sein Ohr an die Lippen des Mannes bringen, um die letzten Worte überhaupt zu verstehen.

Als sich der Marshal wieder aufrichtete, waren die angespannten Gesichtszüge des Mannes erschlafft. Sanft drückte ihm Crown die Augen zu. Dann stand er auf und schaute nachdenklich auf den Toten.

Allmählich erschlossen sich ihm die Zusammenhänge.

Andrew Blake war Duncans früherer Partner bei irgendwelchen Geldgeschäften.

Als der Rancher erkannt hatte, was für ein schmutziges Spiel sein Geschäftsfreund hinter seinem Rücken trieb, kündigte er ihm die Freundschaft.

Um sicher zu sein, dass sein ehemaliger Geschäftspartner kein falsches Spiel mit ihm trieb, versteckte er auf seiner Ranch Beweise für die illegalen Transaktionen.

Daraufhin hetzte ihm Duncan seine Bande auf den Hals, um ihn zum Schweigen zu bringen. Als Stone und seine Männer schließlich ebenfalls aussteigen wollten, sorgte Duncan seinerseits dafür, dass ihn seine Helfer mit ihren Aussagen nicht belasten konnten.

Nun war Duncan mit einem Mestizen und den Beweispapieren auf der Flucht nach Mexiko und es hatte den Anschein, als sollte der gerissene Anwalt auch diesmal unbehelligt davonkommen.

Die Spur führte nach Südwesten.

Crown und das Aufgebot folgten ihr seit Sonnenaufgang. Es hatte seit zwei Tagen nicht mehr geschneit und daher war die Fährte des Killers auf dem gefrorenen, weißen Boden weithin sichtbar. Die Männer brauchten ihr einfach nur hinterherzureiten.

Während sie ihm folgten, überlegte Jim, wie er Duncan stellen konnte, ohne das Leben der anderen zu gefährden. Im Gegensatz zu ihnen war er aufgrund seiner jahrelangen Tätigkeit als Gesetzeshüter den Umgang mit Waffen ge-

wohnt. Mason, Dixon, McCoy und auch Miles waren allesamt rechtschaffene Bürger, die zwar durchaus auch schießen konnten, aber gegen einen Killer wie Duncan hatten sie nicht die geringste Chance. Crown war sich sicher, dass selbst sein erfahrener Deputy Schwierigkeiten mit dem verbrecherischen Anwalt bekommen würde. Er unterbrach seine Überlegungen, als die Hufspuren der beiden Verbrecher unvermittelt nach Osten hin abschwanken.

Crown zügelte sein Pferd und brachte die Männer mit einer knappen Handbewegung zum Halten.

»Was ist los, warum halten wir an?«, fragte McCoy.

Nicht nur das Gesicht des Schmieds verriet Ratlosigkeit, als Jim aus dem Sattel glitt, um die Spuren eingehender zu betrachten. Auch die anderen richteten ihre Blicke fragend auf den Marshal.

»Seht ihr nicht, das die beiden plötzlich nach Osten reiten?«, antwortete Crown über die Schulter hinweg.

»Vielleicht versucht Duncan, uns von seiner Spur zu bringen, indem er einen Haken schlägt«, mutmaßte Smoky.

Der Marshal schüttelte den Kopf. »Sein Komplize hat gesagt, dass sie nach Mexiko wollen. Was also hat ihn zu der abrupten Richtungsänderung veranlasst?«

Die Antwort fand Crown eine Stunde später, als er mit dem Aufgebot zusammen die Spur des Anwalts weiter nach Osten folgte. Wie aus dem Nichts heraus stießen hinter einer Hügelkuppe plötzlich die Spuren unbeschlagener Pferde auf Duncans Fährte und folgten ihr.

Comanchen, durchzuckte es Jim.

Sofort trieb er die Männer zu einer schnelleren Gangart an.

Einen Moment lang machte er sich beinahe so etwas wie

Sorgen um Duncan, aber nur einen Moment lang. Dann waren seine Gedanken wieder bei Blake und seiner Frau und dem, was ihnen dieser Killer und seine Männer ange-tan hatten. Danach wünschte er sich für einen Augenblick sogar insgeheim, dass die Indianer den Anwalt vor ihm zu fassen bekämen.

Kurz darauf krachten Schüsse.

Eine halbe Stunde später hatte es den Anschein, als wür-de sein heimlicher Wunsch in Erfüllung gehen.

Der Mestize lag in einer Bodenwelle, er war noch warm.

Den Spuren nach zu urteilen hatte er sich aus Angst, den Comanchen lebend in die Hände zu fallen, selbst erschos-sen. Offensichtlich hatte er sich den Lauf seines Revolvers in den Mund gesteckt und abgedrückt. Sein ganzer Kopf war ein einziger Brei aus blutigen Haaren und Hautfetzen, zersplitterten Knochen und weißlich grauer Hirnmasse.

Eine Viertelstunde später hatten sie die Stelle erreicht, wo die Comanchen Clay Duncan erledigt hatten.

Smoky Bennett stieß einen lästerlichen Fluch aus und spuckte angewidert zu Boden.

Mason und McCoy beugten sich im Sattel vor und erbra-chen das spärliche Frühstück, das sie im Morgengrauen zu sich genommen hatten.

Clay Duncan, genauer gesagt, was von ihm übrig geblie-ben war, lag nackt vor ihnen am Boden. Daumenbreite rote Linien glänzten im kalten Licht der Wintersonne von sei-nem Hals bis hinab in die Lenden, wo ihm die Indianer die Haut in Steifen vom Körper geschnitten hatten. Sein Mund war weit aufgerissen, doch seine Schreie waren ungehört geblieben.

Die Indianer hatten ihm das abgeschnitten, was einen

Mann von einer Frau unterschied, und es ihm in den Rachen gestopft.

Dunkelheit lag über Rath City.

Das dröhnende Läuten der Kirchenglocken war verstummt und leichter Schneefall zog durch die Straßen der Stadt. Aus den Häusern drang die Melodie von Weihnachtsliedern nach draußen, während sich drinnen ihre Bewohner im Schein flackernder Kerzen um die geschmückten Tannenbäume drängten. Der Geruch von harzigem Holz, Bratäpfeln und frischem Reisig erfüllte die Luft.

Linda Wentfort senkte feierlich den Blick, als sie die schwere in Antilopenleder gebundene Bibel wieder zuschlug.

»Ich denke, dass wir jetzt mit der Bescherung weitermachen sollten. Euren Gesichtern nach zu urteilen, habt ihr dieses Jahr anscheinend etwas Besonderes vorbereitet.«

Während sich Smoky nach einem Hustenanfall fast verschluckte, starrte Jim betreten zu Boden. Eigentlich hätte er diesmal mit dem Jahresabschluss zufrieden sein können.

Duncan und seine Bande waren zerschlagen, die Indianer schienen über die Feiertage hinweg friedlich zu bleiben und bis auf Geoffrey Hanson, der im Jail saß, weil er seine Frau im Suff wieder einmal geschlagen hatte, war weit und breit kein Gesetzesbrecher in Sicht.

Eigentlich, wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass er immer noch kein Geschenk für seine Verlobte hatte.

Als ihm Linda ein paar selbst gestrickte Socken, ein kleines Päckchen Durham-Tabak und eine Flasche vom feins-

ten Bourbon aus dem hiesigen Mercantile Store überreichte, hatte er das Gefühl, im Erdboden versinken zu müssen. Aber bevor er sich in irgendwelchen fadenscheinigen Erklärungen verlieren konnte, wurde die Tür zu Lindas Heimstatt aufgerissen und Josuah Miles präsentierte der Lehrerin eine fuchsbraune Stute, die angeblich so lammfromm war, dass sie selbst ein Neugeborenes reiten konnte.

Linda begann, wie ein Weihnachtsstern zu strahlen.

Als Marshal Crown in das feixende Gesicht seines Deputys und in das seines Freundes Josuah Miles blickte, begann er zu ahnen, dass ihn diese Angelegenheit mehr als nur eine Flasche in Pablos Cantina kosten würde.

Aber das war eine andere Geschichte.

Ende